

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 99 (2005)
Heft: 9

Artikel: Ich leiste, also bin ich
Autor: Oser, Susi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich leiste, also bin ich

Ein gutes Jahr lang habe ich Artikel, Broschüren, Inserate und Radiosendungen gesammelt, um die aktuelle gesellschaftliche Leistungsthematik einzufangen. Der überwiegende Teil der für diesen Artikel ausgewählten Ereignisse, Kommentare und Untersuchungen wurde im Jahr 2004 in verschiedenen Medien abgehandelt. Hauptquelle ist der Tages-Anzeiger, ergänzt durch verschiedene Radiosender sowie kleinere und grössere Tages- und Wochenzeitungen.

S.O.

I. (Aus-)Bildung Ein gewöhnlicher Schultag

Mehrere Wochen hatte ich meine Berufsschülerinnen und -schüler nicht mehr gesehen. So wollte ich zu Beginn des Schultages erfahren, wie es ihnen geht und was sie zurzeit beschäftigt. Die Austauschrunde war erschlagend. *Druck und Stress* waren das Hauptthema. Personalmangel in mehreren *Kinderkrippen* führte dazu, dass die Lehrfrauen über Tage, selbst über Wochen die alleinige Verantwortung für eine Kindergruppe hatten. Eine Krippe verlangte in grossem Ausmass Hausaufgaben, zusätzlich zu denen der Schule. Begründung: Ihr müsst lernen, unter Druck zu arbeiten, das braucht man in unserem Beruf! Mehrere Schülerinnen hatten mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen. Gleich zwei Schülerinnen standen vor der Aufgabe, ihren Vater wegen fehlender Alimente einzuklagen – auf Drängen der Mutter. Die psychische Belastung dieses Schrittes lässt sich ausmalen! Eine Schülerin pflegte ihre im Sterben liegende, krebskranke Mutter. Zwei Schülerinnen berichteten von massiven Problemen in ihren Beziehungen.

Eine Ausnahmesituation? Vier Felder mit unterschiedlichsten Leistungsanforderungen sind von diesen jungen Erwachsenen zu bewältigen: *Lehrort, Schule, Herkunfts Familie, Beziehung*. Bei vielen kommen Engagements in der Freizeit dazu. Gefragt sind Eingliederung ins Berufsfeld, Leistung in der Schule, Ablösung von den Eltern, Aufbau eigener Beziehungen, Engagement und Verantwortungsübernahme in sämtlichen Tätigkeits- und Beziehungsfeldern – alles gleichzeitig und alles mit hohen Erwartungen verbunden, inneren wie äusseren. Schön ist die Jugend...

Gesund und munter?

Vor der letzten Abstimmung zum neuen Volksschulgesetz im Kanton Zürich warnten die Kinderärzte des Forums Praxispädiatrie, der schulische Druck auf

Kinder habe in den letzten Jahren massiv zugenommen, eine *Häufung psychosomatischer Störungen* sei die Folge. In einer Radiosendung wurden im April entsprechende Zahlen aus Deutschland bekannt gegeben.

Nach Schätzung der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie sind rund eine Million junger Menschen psychisch oder psychosomatisch krank und behandlungsbedürftig. *Europaweit* seien auf dem Gefühls- und Verhaltensektor der Kinder vermehrt Probleme auszumachen – auch *Krankheitszustände*, die das normale Mass übersteigen. Leitsymptome sind laut dem deutschen Berufsverband der Kinder- und Jugendpsychiater Schulstörungen, soziale Störungen, Aufmerksamkeitsdefizite, Ängste, psychosomatische Störungen und depressive Verstimmungen.

Depressionen sind lukrative Märkte

Von wegen depressiver Verstimmungen: Ende April 2004 schreckte der Skandal um die nicht veröffentlichten Studien zu modernen *Antidepressiva für Kinder und Jugendliche* auf. Die Wirksamkeit der häufig verabreichten Mittel Fluctine und Deroxat sei nur gering oder gar nicht gegeben. Die Einnahme von Deroxat könne sogar «zu einem leicht erhöhten Risiko von Selbstmordgedanken führen». Ein Schrei der Empörung über die fehlende Moral von Pharmakonzernen ging durch die Presse – als hätten andere jugendorientierte Wirtschaftszweige bei Werbung und Verkauf von Natels, Videogames, Alcopops und so fort das Wohl der Kinder im Visier. An diesem Beispiel zeigt sich exemplarisch, wie wir unsere Kinder systematisch schädigen, indem wir sie dem *Teufelskreis unseres marktwirtschaftlichen Systems* ausliefern: Die Wirtschaft und die Profite müssen wachsen – der Leistungsdruck steigt – durch die «Nebenwirkungen» eröffnen sich neue Märkte, wodurch die Wirtschaft weiter wächst...

Antidepressiva für Kinder und Ju-

gendliche sind ein lukrativer Markt, denn die Häufigkeit von Depressionen hat in diesem Alter stark zugenommen. Schätzungen gehen davon aus, dass jeder/jede Zwanzigste davon betroffen ist. Die Folgen sind verheerend. *Selbstmord* ist bei Minderjährigen in Industrienationen die *dritthäufigste Todesursache*.

Andere Jugendliche behelfen sich anders. «Unsere Kinder sind Europa-meister ... im Kiffen», übertitelte im November eine Zeitung die Ergebnisse der Studie der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA). Der Anteil der *kiffenden Schulkinder* ist zwischen 1986 und 2003 von 10 auf *über 40 Prozent* gestiegen. «Der Druck auf die Schüler hat in den letzten Jahren stark zugenommen», kommentiert *Jean-Paul Vuilleumier*, Lehrer und Sekretär des Vereins Jugend ohne Drogen. Stärkerer Druck führe bei Jugendlichen oft dazu, dass mehr Drogen konsumiert würden. *Helmut Fend*, Professor für pädagogische Psychologie an der Uni Zürich, sieht das ähnlich: «Die Erwartungen an die Jugend sind seit dem Zweiten Weltkrieg immer perfektionistischer geworden.»

Leistung muss her!

Welche Fachleute immer nach den Ursachen für die massive Zunahme psychischer und psychosomatischer Störungen oder für die Zunahme von Drogen- und Medikamentenkonsum befragt werden, alle kommen sie zum selben Schluss: Der erhöhte Leistungsdruck und vermehrter psychosozialer Stress wirken sich auf gravierende Weise aus. Unterstützung für diesen Befund kommt aus der *Hirnforschung*, deren Exponenten einhellig betonen, wie schädlich anhaltender Leistungsdruck und Stress seien – insbesondere fürs Lernen. Und das ist es ja, was wir von unserer Jugend vornehmlich fordern.

Jetzt erst recht, seit wir in *PISA* so schlecht abgeschnitten haben und unsere wirtschaftliche Situation offenbar so

bedrohlich ist. «Wir befinden uns im Niedergang. Es fehlt an Innovation, die Dynamik ist unbefriedigend», warnt der Direktor des Arbeitgeberverbandes, *Peter Hasler*. Allen Wirtschaftsexponenten scheint klar, dass verbesserte schulische Leistungen direkt mit dem Wirtschaftswachstum in Zusammenhang stehen. Sie setzen ihre Macht und ihren Einfluss je länger desto unverfrreener und erfolgreicher auch im Bildungsbereich ein. So entsteht die an sich unverständliche und unheilvolle Situation, dass trotz aller Warnungen von Ärzten, Hirnforschern, Psychologen und Pädagogen vermehrte Leistung zur absoluten Forderung wird, die Politiker/innen un hinterfragt in ihre Programme aufnehmen.

Lautstarker Vorreiter dieser Entwicklung ist die Denkfabrik *Avenir suisse*. Sie stimmt es «nachdenklich, dass im Kanton Freiburg die Erstklässler sechs Lektionen länger in die Schule dürfen (!) als im Kanton Zürich». Sie fordert, dass der Bund Instrumente zur Verfügung stellt, mit denen sich *Leistungen* von Klassen, Schulen und kantonalen Schulsystemen *messen* lassen. Als «Messlatte eines solchen nationalen Bildungsmonitorings wären die besten Kantone, Schulen und auch Lehrpersonen zu nehmen. Diese sollten als Vorbild und anzustrebendes Ziel für alle übrigen dienen.» Ein solches Bildungsmonitoring «erhöht insbesondere die schulischen Leistungen der Kinder und Jugendlichen und stärkt somit den Bildungsstandort Schweiz in relativ kurzer Zeit», meint *Christian Aeberli*, der Bildungsexperte von Avenir Suisse, im Tages-Anzeiger vom 3. November.

Dass *Amerika* hier mit dem Bildungsprogramm «No child left behind» bereits Vorarbeit geleistet hat, erfuhr ich im April am Radio. 11.-Klässler werden in Biologie, Erdkunde, Physik, Chemie und Astronomie geprüft. Die entsprechenden Standards an den Schulen werden Jahr für Jahr erhöht. Die Prüfungen sind so schwierig, dass ein durchschnittlicher

Arbeiter mit College-Abschluss sie nicht bestehen würde. Schulen, die nicht mit halten können, werden als «Fehlleistungsschulen» eingestuft. Die Eltern haben dann das Recht, ihre Kinder in eine andere Schule zu schicken.

Der Zeitforscher *Heinz Geissler* aus München äusserte sich an einer DRS-Radiosendung zu diesem *internationalen Trend*: «Heutzutage steht die Pädagogik massiv unter Druck – wie noch nie in der Geschichte – für die Arbeitsprozesse zu qualifizieren, obgleich so viele Leute keine Chance haben im Arbeitsprozess.» Die Pädagogik werde «zur Dienstmagd der Arbeit» degeneriert. «Von Bildung ist in diesem Fall dann nichts mehr zu sehen, denn Bildung ist immer Entwicklung nach innen.» *Pädagogik*, die allein auf den *Arbeitsmarkt* bezogen werde, sei nur noch nach aussen ausgerichtet «und zwar auf ein bestimmtes Aussen, nämlich auf ein Geld verdienendes Wesen».

Früher einschulen!

Auch aus Berlin kommt *Schützenhilfe für die Verschulung* der Kinder. In einem Gespräch mit der «Zeit» fordert der Bildungsforscher *Dieter Lenzen* zur «Erhaltung unseres derzeitigen Wohlstands niveaus» Unterricht am Samstag, Nutzung eines Teils der Schulferien, um Schüler individuell zu fördern, Kürzung der Ferien für ältere Schüler auf acht Wochen im Jahr sowie eine Einschulung mit 4 Jahren. Dazu passt ein neuer entwicklungspsychologischer Ausdruck, auf den ich im September in einer deutschen Fachzeitschrift stiess: Im Alter von 3 bis 4 Jahren seien etwa 40 Prozent der Kinder «bereits *wetteiferaufbereitet*».

Alltagsmedien ziehen nach. *Antonio Cortesi* kommentiert auf der Frontseite des Tages-Anzeigers vom 15. September unser Bildungswesen wie folgt: «Die Hauptursache für schwache Schülerleistungen liegt aber ganz unten, beim Eintritt ins Schweizer Bildungssystem. Abc-Schützen werden unsere Kinder erst

im Alter von sieben Jahren. Das ist zu spät, weil damit die frühkindliche Neugierde nicht genutzt wird.» Unter Weiss: «Ein genereller Schuleintritt mit fünf Jahren würde solche Defizite frühzeitig beheben.»

Alles, was nicht Schule ist, als Defizit zu betrachten, liegt im Trend. *Human Ressources* müssen «genutzt» werden, so früh als möglich. Nutzen aber liegt gefährlich nahe bei *missbrauchen*. Man muss sich nur einmal bewusst machen, wie eingeschränkt das Spektrum kindlicher Fähigkeiten ist, das an unserer Schule gefördert wird, und wie viel man dabei brach liegen und verkümmern lässt. Die schulpolitische Entwicklung beispielsweise im Kanton Zürich zeigt dies deutlich: Wenn gespart werden muss, fallen Fächer wie *Handarbeit*, *Hauswirtschaft* und *Biblische Geschichte* unter den Tisch. Sie tragen aus Sicht der Verantwortlichen wohl zu wenig zum Wirtschaftswachstum bei. *Englisch* hingegen wird trotz aller Sparmassnahmen eingeführt.

Höher einsteigen!

Die *Aufnahmeprüfungen für das Langzeitgymnasium* sind auf den Schulstoff der sechsten Klasse abgestimmt. Alle Kinder sollten damit dieselben Voraus-

setzungen haben, diese Prüfung zu absolvieren. Offizielle Prüfungsvorbereitungen an den Primarschulen sind laut Volksschulamt untersagt. Umso mehr boomt das Geschäft der privaten Anbieter. Die Nachfrage sei «stark gestiegen», lassen sich das Lernstudio Zürich und das Lernatelier Grüningen im TA vom März vernehmen. Je nach Intensität kosten entsprechende Kurse zwischen 900 und 3400 Franken. Wo bleibt da die *Chancengleichheit*?

Auch auf das *Rennen um Lehrstellen* kann man sich vorbereiten. Die Schule für Förderkurse in Zürich bietet in einer an alle Haushaltungen verteilten Broschüre ein kaufmännisches Vorbereitungsjahr «für Schülerinnen und Schüler der Sekundarschule A und B» an. 96 Prozent der «Junior Merchants» fänden danach ihre Wunschlösung. Kosten: 500 Franken Anzahlung plus 12×895 Franken. Bücher und externe Kurswochen werden separat verrechnet, und die Schule behält «einen allfälligen Lohnüberschuss aus den Arbeitseinsätzen».

Für die *Universitäten* propagiert Avenir suisse im TA vom 3. April ein *drei-gliedriges System*. Globale Hochschulen bieten bezüglich Forschung und Lehre Spitzenqualität auf höchstem internationalem Niveau. Die Unterrichtssprache



Graffito an Schulgebäude in Pfäffikon
(Bild: François Baer).

ist Englisch. Neben den europäischen Hochschulen gibt es dann auch noch die nationalen. «Wer hier studiert, bereitet sich auf eine berufliche Tätigkeit im Inland vor.» Die Fakultäten wählen ihre Studierenden selber aus: «Das würde mit einer scharfen Selektion erfolgen. Konsequenz wäre ein Flächen deckender Numerus clausus.» Natürlich würden *Studiengebühren* erhöht und mit Mitteln aus der Privatwirtschaft ergänzt. «Falls die Schweiz die Chance nicht packt, droht eine bildungspolitische Eiszeit und unser Land steigt in die zweite Liga ab», prophezeit Christian Aeberli. Bei der Lektüre dieses Artikels schien mir die Bedrohung einer menschlichen Eiszeit näher.

Am Tag davor fand sich in derselben Zeitung ein Artikel über *Finnland*. Die *Arbeitslosigkeit* bei den Frauen und Männern unter 24 Jahren liege bei 21 Prozent. Trotz PISA-Sieg und trotz einer sehr hohen Quote von Abiturient/innen. Nur für die Hälfte aller Abiturabsolvent/innen stehen schliesslich Studienplätze zur Verfügung. *Pirkko Lehti*, Vorsitzender der Organisation für seelische Gesundheit in Finnland, wird zitiert. Bei den Jungen gebe es nur top oder hop. Die einen gehen zur Uni und später in die Wirtschaft, ihnen stehen alle Türen offen. «Aber wenn du das nicht schaffst, dann bist du verloren.» Viele spürten den neuen Druck.

Unten wird gepusht, oben abgewürgt. Wie wirkt sich dieses Gesellschaftsszenario auf die Jugend aus?

50 Prozent Verlierer

Die *Shell-Studie 2002* wurde auch in diesem Jahr als Beleg für die *Situation der Jugend* in Deutschland zitiert. Zusammenfassend werden Jugendliche dort eingeteilt in selbstbewusste Macher, pragmatische Idealisten, robuste Materialisten und zögerliche Unauffällige. Die ersten beiden Gruppen stammen eher aus der Mittel- und Oberschicht. Sie zeichnen sich im ersten Fall durch besonde-

ren Ehrgeiz, im zweiten durch idealistische Zielsetzungen aus. Beide umfassen je etwa 25 Prozent und stehen «auf der Gewinnerseite der gesellschaftlichen Entwicklung», während sich in den letzten beiden Gruppen «viele potentielle Verlierer» befinden. Die einen fühlen sich an den Rand gedrängt und sind bereit, sich auch mit unlauteren Mitteln für ihre Vorteile zu wehren. Sie weisen eine hohe *Ablehnung von Ausländern und Schwächeren* auf. Die andern reagieren auf ihre ungünstige Situation «mit Resignation und Apathie». 50 Prozent unzufriedene Verlierer – gesellschaftlich Gefährdete und zugleich die Gesellschaft Gefährdende!

II. Arbeitswelt

Amok

Juni 2004: Der Amoklauf eines Angestellten der ZKB, die 2003 von Schweizer Fachjournal HR-Today mit dem Swiss HR-Award für eine nachhaltige Personalentwicklung ausgezeichnet wurde, füllt Schlagzeilen. Eine Studie zeigt, dass 50 Prozent aller Bankangestellten stark gestresst sind – doppelt so viele wie in den andern Branchen. Der wichtigste Stressfaktor sei die *Angst vor Entlassung*.

Der Druck, sagt der Chef der Kantonalbank, *Hans F. Vögeli*, entstehe durch den verschärften Wettbewerb, aber auch durch die Analysten, welche die Unternehmen kritisch unter die Lupe nehmen. Auch bei der ZKB hätten Sucht- und Mobbingprobleme zugenommen. Aber: «Wer bei uns seine Leistung erbringt, muss keine Entlassung befürchten.»

Leserbriefe noch und noch. «Hört auf mit dem Bankengejammer! In jeder anderen Berufssparte könnte und kann das jeden Tag auch passieren. Nehmt aus der bunten Palette der Berufszweige Transport und Logistik. Angst vor dem Alter, der immense Leistungsdruck von oben, die Arbeitszeiten, die gegenüber jedem Gesetz ein Hohn sind... Machst

du mit, wirst du gebüsst und an den Pranger gestellt, machst du nicht mit, bist du ohne Arbeit. Hört mit dem Gejammer der Einzelnen auf, das ganze Kollektiv stimmt in der Schweiz nicht mehr.»

Zwei Monate später, im zürcherischen *Abstimmungskampf über die Heroinabgabe*, erhält dieser Leserbriefschreiber indirekt Unterstützung von *Ambros Uchtenhagen*, dem Präsidenten der Zürcher Stiftung für Suchtforschung, der das Problem des «weit verbreiteten» Gebrauchs von Stimulanzien wie Amphetamin und Kokain anspricht: «Viele Leute mit unregelmässigen Arbeitszeiten, Chauffeure etwa, nehmen in einem hohen Ausmass Stimulanzien zur Bekämpfung der Müdigkeit. Dieser so genannte instrumentelle Konsum hat nichts mit Aussteigen zu tun. Hier werden Suchtmittel benutzt, um in der Leistungsgesellschaft mithalten zu können.»

«Arbeitsbedingtes Voraltern»

Im November veröffentlicht der Tages-Anzeiger die Ergebnisse einer Umfrage des Bundesamtes für Statistik. 47 Prozent der Männer und 41 Prozent der Frauen leiden in der Schweiz unter einer starken nervlichen Belastung am Arbeitsplatz. Sie fühlen sich regelmässig so gestresst, dass sie Schlaf- oder psychische Störungen haben – oder Kopf- und Rückenschmerzen. Für *Norbert Semmer*, Professor für Arbeitspsychologie an der Universität Bern, ist klar: «Ausschlaggebend für den psychosozialen Stress ist die steigende Belastung am Arbeitsplatz.» Diese habe in den letzten Jahren markant zugenommen. Von den Angestellten werde immer mehr in immer kürzerer Zeit gefordert. Die *Angst vor dem Arbeitsplatzverlust* sei zusätzlich belastend. Psychische Erkrankungen sind inzwischen die häufigste Ursache für eine *IV-Rente*. «Arbeitsbedingtes Voraltern» nennen Experten dieses Phänomen. In den USA gilt *Hurrysickness*, wie ich in einer Radiosendung erfahren

habe, seit einiger Zeit als Krankheitsdiagnose.

Trotzdem taucht immer wieder die Forderung nach einer *Erhöhung des Rentenalters* auf. Ein Artikel im TA befasst sich im Oktober mit dieser Problematik. Die schweizerische Arbeitskräfteerhebung belegt, dass 2002 «rund die Hälfte der Erwerbslosen (49%) mindestens ein Jahr vor dem gesetzlichen Rentenalter in den Ruhestand» trat. Bei den 59-Jährigen stieg diese Quote innerhalb eines Jahrzehnts von 8,4 auf 16,7 Prozent. «Das wundert mich gar nicht», kommentiert *Eberhard Ulich*, früherer Professor für Arbeitspsychologie an der ETH Zürich. Die Arbeit werde intensiver, der Zeitdruck steige, der Stress nehme zu. *Carlo Knöpfel* von der Caritas Schweiz sagt lakonisch, das Humankapital werde «zwischen 30 und 50 auf null abgeschrieben». Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) schätzt die Kosten von Stress an schweizerischen Arbeitsplätzen auf 4,2 Milliarden Franken. Wie hoch sich dem gegenüber die Einsparungen durch abgebaute Arbeitsplätze beziffern, wäre eine interessante Frage!

Lebenslänglich

Nicht nur Wirtschaft und Ausbildung, auch Wirtschaft und *Weiterbildung* werden in einen direkten Zusammenhang gesetzt. Weiterbildung ist gefragt und gefordert – nicht diejenige, die an unsere persönlichen Interessen und Motive anknüpft und daher von selbst erfolgt, sondern die für die *Arbeitswelt* verlangte, institutionalisierte. Sie soll die Lücken stopfen, die durch die kurze «Halbwertszeit» des Wissens (welch ein Unwort!) entstanden sind. Entsprechende Anbieter schlossen aus dem Boden, und Zertifizierer folgten ihnen auf dem Fuss, denn auch hier entstand Wettbewerb, und bald einmal war ein Weiterbildungsanbieter ohne Zertifikat wenig wert. So wird heute in weiterbildenden Institutionen eine Menge Zeit und Geld

in das Ordner füllende «Qualitätsmanagement» gesteckt, vorab um die Bedingungen der Zertifikate zu erfüllen. Bezahlt von der Kundschaft.

Lebenslange Weiterbildung ist wirtschaftsfördernd. Dienstbeflissen bekannte sich der Nationalrat im Legislaturprogramm 2004 «zu lebenslanger Weiterbildung» – mit dem ausdrücklichen Ziel der Förderung des *Wirtschaftswachstums*. Nicht das Individuum, sondern die *Human Ressource* soll sich weiterbilden!

Auch im neuen *Berufsbildungsgesetz* wurde Weiterbildung zur Bundesaufgabe erklärt. Nur zeigt sich laut einem TA-Artikel vom 10. April je länger je mehr, dass dazu den Arbeitenden, die in der Firma unter erhöhtem Leistungsdruck stehen, die Zeit und den Unternehmen das Geld fehlt. Noch nie, sagt ein Gewerkschafter von Travail.Suisse, hätten so viele Leute einen bereits gebuchten Kurs wieder abgesagt. Und auch der Schweizerische Verband für Weiterbildung registriert «massive Einbrüche» beim Besuch von Kursen. Stark nachgelassen habe insbesondere das Interesse für Informatikkurse. Hingegen verzeichne der Bereich Freizeit einen Boom. Kommentar des Geschäftsführers André Schläfli: Wer am Arbeitsplatz unter Druck stehe, habe keine Energie mehr für intellektuell anspruchsvolle Kost. Ob das der leise Beginn einer *Leistungsverweigerung* ist?

Zerbrochen an Ansprüchen

FACTS veröffentlichte im August einen Artikel über das häufige *Burn-out bei Lehrkräften* – «ein Phänomen, das im Lehrerberuf mehr von sich reden macht als in andern Berufsgattungen». In einer Basler Studie zeigten Arbeitspsychologen auf, dass fast *ein Viertel* aller Lehrer/innen sich «in einem kritischen Bereich» befinden. Die Gründe sind vielfältig: Reformen und Sparmassnahmen, erweitertes Aufgabenspektrum, Kinder aus schwierigen Verhältnissen, grössere Klas-

sen, geringe gesellschaftliche Wertschätzung gehören dazu. Ein Beispiel findet sich im November im TA. Die Zürcherische Schulvorsteherin Monika Weber lässt verlauten, dass für Mittagstische und Aufgabenhilfen die Mitarbeit der Lehrer/innen erwünscht sei – «freiwillig und gegen ein bescheidenes Entgelt».

Lehrkräfte sind zu *gesellschaftlichen Vollzugsbeamten* geworden. Sie sollen den Werkstoff bereitstellen, den die Wirtschaft benötigt. Aber trotz verstärktem Druck möchten sie noch stets *pädagogisch* tätig sein, wie sie das ursprünglich beabsichtigt und gelernt haben. Die Widersprüche zwischen dem humanistischen Bildungsauftrag und der wirtschaftlich geforderten Nachwuchsverwaltung zerreissen vorab engagierte Lehrkräfte.

Im Juli wirft der *Suizid eines Lehrers* aus Affoltern am Albis viel Staub und entsprechende Fragen auf. Die Schulpflege wollte sich «von ihm trennen», obwohl ihm «im Umgang mit den Kindern keine Fehler vorgeworfen» wurden. Nochmals im Juli, ein anderer Lehrer. Seine Geschichte kenne ich nicht. Nur die ihn betreffende Todesanzeige – mit einem einfachen an den Anfang gestellten Satz: «Zerbrochen an Ansprüchen».

Leise, stetig und nachhaltig zerstören die Wachstums- und Leistungsbeschwerer das, wofür sie vorgeben, sich einzusetzen: den *Wohl-Stand* des Menschen, nämlich sein Wohl und seine Standfestigkeit. Günter Eichs Aufruf ist so berechtigt wie vor einem halben Jahrhundert, als er ihn schrieb:

«Nein – schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind! Seid misstrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben, für euch erwerben zu müssen! Wacht darüber, dass eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird! Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet! Seid unbequem, seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt!»



Wie war es denn früher?

(Zu Susi Oser, Ich leiste, also bin ich, in:
NW 9/05)

Nach der Lektüre von Susi Osers Artikel «Ich leiste, also bin ich» hat man den Eindruck, erst in letzter Zeit seien die Auszubildenden unter grossen Druck geraten. Wie war es denn früher? War es da der Himmel auf Erden?

Ich bin eine 82-jährige ehemalige *Krankenschwester und Hebamme* und versuche jetzt, mich an meine Ausbildungszeit zurückzuerinnern. Ein paar Beispiele gefällig?

Im *Lindenhof Bern*, d.h. in dessen Spital, gab es keine Reinigungsangestellten. Das Putzen war Sache der «Schwesternschülerinnen» (heute angehende Pflegefachfrauen). Die Patientenzimmer sowieso, aber auch alle Gänge, Treppenhaus, WC's und Putzkämmerli wurden täglich blank gescheuert. Mit den Patient/innen (heute Klient/innen) hatten wir kaum Kontakt. Die Direktion gab monatlich ein kleines Taschengeld, nachdem die Schülerinnen (Schüler gab es damals noch keine) 800 Franken Ausbildungsgeld hingeblättert hatten – für manche von ihnen keine Kleinigkeit! Und klar, dass unter diesen Umständen das Gesundheitswesen noch erschwinglich war. Auch die jungen Ärzte arbeiteten damals unter heute als unwürdig angesehenen Bedingungen. Im übrigen wohnten wir Krankenschwesternschülerinnen im Spital in Zweier- oder Dreierzimmern. Das war nicht immer angenehm – manchmal aber auch ganz lustig, ja sogar tröstlich.

Nach 6 Monaten gab es einen Wechsel, es kamen die Neuen und die Bisherigen wurden an die sog. Aussenstationen weitergegeben. Dort fing der Ernst des Lebens erst recht an, nämlich die grosse *Überforderung*, da man viel zu wenig und nur sehr theoretisch auf die Krankenpflege vorbereitet war. Ich erinnere mich, im 3. Lehrjahr 10 Wochen lang am Stück Nachtwache gemacht zu haben mit viel zu viel Verantwortung und 12 Stunden täglicher oder nächtlicher Arbeitszeit. Anschliessend gab es als Entschädigung 10 Tage Ferien.

Später habe ich im *Frauenspital Zürich* eine einjährige Weiterbildung zur Hebamme gemacht. Auch hier hatten wir einen 10-12-stündigen Arbeitstag und zweimal pro Woche von 20–22 Uhr Unterricht durch eine

Frauenärztin, die sich separat bezahlen liess. Lohn hatten wir keinen – man war ja schliesslich für eine Ausbildung gekommen. Dass auch nach dieser Zusatzlehre die Entlohnung mehr als bescheiden war, ist in heutiger Zeit unverständlich, denn Hebammen haben und hatten eine ganz schöne Verantwortung.

Fühlte man sich bei diesen miserablen Arbeitsbedingungen gestresst oder unter Druck? Manchmal schon bei grosser Hetze. Aber soweit ich mich erinnere, waren wir nicht unzufrieden. Schliesslich ging es den Lehrlingen anderer Berufe auch so oder ähnlich. Wenigstens hatten wir Schülerinnen keinen «Beziehungsstress», denn Zeit und Möglichkeit für eine Beziehung war wenig vorhanden.

Wenn ich meinen Grosskindern aus dieser Zeit (1943–1948) erzähle, können sie es garnicht glauben oder sie denken, ich «spinne».

Zum Schluss: Ich habe Mühe, die Probleme der heutigen Jungen zu verstehen. Sie haben eine Wochenarbeitszeit von ca. 42 Stunden. Dass sie da auch ran müssen, glaube ich schon. Im Falle des Artikels von Susi Oser muss es sich um eine Schule für Kleinkindererzieher/innen handeln. Da müsste die Arbeit unter anderem doch auch *Freude* machen. Davon spürt man wenig. Sind es nicht die Jungen selber, die sich Stress machen mit allen ihren Ansprüchen an die Freizeit und an den Betrieb?

Gerne hätte ich uralte Grossmutter da ein paar Erklärungen. Bin ich im Fehler, wenn ich denke, die *heutigen Lehrlinge* hätten ein etwas angenehmeres und komfortableres Leben als wir damals? Probleme gibt es sicher heute noch – aber sind sie nicht lösbar?

Meta Scholer-Meier

Das «Hamsterrad» fordert Opfer (Antwort an Meta Scholer-Meier)

Liebe Frau Scholer

Vielen Dank für Ihren Brief mit Ihrem persönlichen Rückblick auf die eigene Ausbildungszeit und den aufgeworfenen Fragen zum Stress junger Menschen von heute.

Kein Zweifel: Ihre Erlebnisse als Auszubildende machen deutlich, dass auch Sie – und bestimmt könnte man das ausweiten auf Ihre Generation – oft unter Druck ler-

nen und arbeiten mussten. Jede Generation hat mit ihren eigenen *gesellschaftsspezifischen Schwierigkeiten* zu kämpfen. Wie mir scheint, zeigen Ihre Beispiele einige zentrale, Ihre Zeit kennzeichnende Probleme auf, die Ausbildung und Arbeit prägten: Zu lange Arbeitszeiten, zu viel Nachtarbeit, zu wenig (oder gar kein) Lohn, «miserable Arbeitsbedingungen». Sie wurden auf Ihre Arbeit «viel zu wenig vorbereitet» und hatten «viel zu viel Verantwortung». Gegen solche Verhältnisse wurde in der Folge gewerkschaftlich mehr oder weniger erfolgreich gekämpft – zumindest was die äusseren, überprüfaren Rahmenbedingungen betrifft.

Trotz den sicher belastenden und Kräfte raubenden Arbeitsbedingungen waren Sie, «so weit ich mich erinnere, nicht unzufrieden». Was machte die Situation erträglich? Im Gegensatz zur heutigen Situation war der von Ihnen so anschaulich beschriebene *Druck zumindest fassbar*, lokalisierbar sowie zeitlich überschaubar und begrenzt. Hebamme zu werden und dabei «eine ganz schöne Verantwortung» zu tragen, war für Sie offensichtlich ein erstrebenswertes und wohl endgültiges Ziel. Halt gab auch die «tröstliche» Gemeinschaft mit den im gleichen Zimmer wohnenden Krankenschwesternschülerinnen. Vielleicht wirkte Ihre Familie als zusätzliche Stütze?

Ihre Ausbildung fiel in die Endzeit des Zweiten Weltkriegs und in den Beginn der Nachkriegszeit: Eine *Zeit der Neuorientierung*, des Aufbruchs, der Neukonstituierung: Ihre Generation hatte den Krieg beziehungsweise die Kriegsgefahr hinter sich und die Zukunft vor sich. Die fortschreitende zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts versprach, mithilfe von Wissenschaft, Technik und freier Wirtschaft das Leben grundlegend zu verbessern.

Aus solchen «Verbesserungen» ist schliesslich die sogenannte postmoderne Gesellschaft entstanden. Sie hat eine Generation hervorgebracht, die mit den Schattenseiten der neuen Möglichkeiten und Freiheiten zu kämpfen hat. Der *Glaube an die Machbarkeit*, an die individuelle Freiheit, an das grenzenlose (Wirtschafts-)Wachstum, an die Erreichbarkeit jedes individuellen und gesellschaftlichen Ziels durch Leistung löste allmählich traditionelle, religiöse und naturgebundene Glaubenssätze ab und

wurde zum Diktat. Die heutigen Jugendlichen sind einerseits konfrontiert mit einer Unzahl denkbarer Möglichkeiten, welche jedoch mit der Forderung nach steter Anstrengung zur Verbesserung der Leistung im gesellschaftlichen Wettbewerb, nach *Flexibilität und Mobilität* verbunden sind. Im Gegensatz zu Ihrer Zeit ist der heutige gesellschaftliche Leistungsdruck nur ansatzweise lokalisierbar und somit auch schwer anzugehen und zu bekämpfen. Es handelt sich um einen *diffusen Lebensstress*, der sich dadurch auszeichnet, dass er viele Ebenen gleichzeitig betrifft, wenig konkrete Ansatzpunkte bietet und zeitlich endlos erscheint.

Ein Beispiel aus dem *Berufsbereich*: Für viele Berufsausbildungen steigen laufend die Anforderungen. Wo früher ein Sekundar- oder auch ein Realschulabschluss genügte, braucht es heute eine Maturität als «*Eintrittsbillett*». In andern Berufen werden Oberstufenzeugnisse von vielen Lehrmeistern garnichterst beachtet – die Lehrstellenbewerber/innen werden zu internen Tests vorgeladen. Zurück bleibt eine stetig wachsende Zahl junger Menschen, die in Schulen mit tieferem Niveau hängen geblieben sind oder die nötigen Tests nicht bestanden haben und ohne Aussicht auf eine Lehrstelle bleiben.

Gleichzeitig mit solchen Anforderungen erleben die jungen Menschen den Zerfall von Familien, sozialen Bindungen, Traditionen und Werten. Ihrer potentiellen Freiheit fehlen dadurch Leitplanken, die Orientierung müssen sie selber leisten und oft genug fehlt dazu ein sicheres, Halt gebendes soziales Netz. Die *neue Freiheit* ohne Boden und ohne Ausrichtung erweist sich speziell im Jugendalter häufig als *Überforderung*.

Ein Beispiel aus dem *Familienbereich*: Kürzlich forderte ich meine 1.-Lehrjahrschülerinnen auf, eine Definition von «Familie» zu erstellen. Heisse Diskussionen führten zum Schluss, dass eine Familie nichts mit Mann und Frau, nichts mit Verwandtschaft, nichts mit Kindern, nichts mit mehreren Generationen, die zusammenleben, nichts mit Zusammenleben überhaupt zu tun haben muss. Dergemeinsame Nenner, auf den man sich einigen konnte, war eine *Wahlgemeinschaft* mehrerer Menschen, die in irgendeiner Form etwas miteinander zutun haben.

Der allgemein gültige *Massstab für das*

(Über-)Leben ist das Gesetz des Wachstums und der globalisierten Wettbewerbsfähigkeit, welches zunehmende Geschwindigkeit, Effizienz, Rationalisierung und Flexibilität erfordert, unabhängig von der Kapazität, den Ressourcen und der Entwicklungsgeschwindigkeit der einzelnen Menschen. Die Botschaften, die unserer Jugend damit implizit vermittelt werden, sind folgende: Wähle einen Beruf und suche eine Lehrstelle, aber erwarte nicht, dass du etwas Entsprechendes oder überhaupt irgendetwas findest, denn grundsätzlich gibt es zu viele von euch und zu wenig Lehr- und Arbeitsstellen. Streng dich an, um deine Leistung stetig zu steigern – aber rechne nicht damit, dass du so deine Stelle sichern kannst. Bilde dich laufend weiter, um in deinem Beruf leistungs-, arbeits- und vermittelungsfähig zu bleiben, aber sei stets gefasst auf Ein- und Abbrüche in Beruf und Leben.

In seinem Buch «Entschleunigung», vorgestellt in Neue Wege 6/2004, ortet Fritz Reheis den «Motor für das Hamsterrad», in dem sich der heutige Mensch befindet, in den Kapitalmärkten, «die den Takt schlagen und das Tempo bestimmen». Damit werden «auf allen Ebenen evolutionär entstandene System- und Eigenzeiten durch ökonomische Programmzeiten überlagert, vergewaltigt, zerstört». Dass dieses Hamsterrad unübersehbar in zunehmendem Mass Opfer fordert, habe ich in meinem Artikel aufzuzeigen versucht. Die Vervielfachung

von Depressionen, psychosomatischen Erkrankungen, Wahrnehmungsstörungen, Hyperaktivität etc. in den letzten Jahren müssten als Alarmsignale dieser postmodernen Gesellschaft verstanden und ernst genommen werden.

In einem Punkt kann ich Sie beruhigen: Die Arbeit als Kleinkinderzieherin macht den von mir erwähnten Schülerinnen durchaus Freude. Sie lernen diesen Beruf mit grosser Motivation, sind interessiert und wissbegierig – sofern sie an der Schule und am Ausbildungsplatz auch die Gelegenheit erhalten, ihren Fragen und Interessen nachzugehen, ihr inneres Engagement in Tat umzusetzen und ihren Fähigkeiten entsprechende Verantwortung zu übernehmen. Das ist im Vergleich zu Ihrer Ausbildungszeit wohl ähnlich geblieben. Putzen übrigens müssen auch sie!

Schade nur, dass ausgerechnet dieser anspruchsvolle Beruf mit dem Vollzug des neuen Berufsbildungsgesetzes abgewertet wird: Die bisherige Ausbildung an Fachschulen wird abgelöst durch eine Ausbildung an Berufsschulen, das Eintrittsalter von 18 auf 16 Jahre gesenkt und die bisher verlangte Praxiserfahrung gestrichen. Neu ist auch die Berufsbezeichnung: *Fachfrau Betreuung*. Und dies in einer Zeit, in der die Wichtigkeit früher Förderung, Bildung und Erziehung allgemein bekannt ist!

Da freue ich mich für Sie, dass Hebammen als Beruf und Berufung überlebt hat! Oder täusche ich mich?

Susi Oser

Jahresversammlungen 2005 in Bern

Die Jahresversammlungen der Freundinnen und Freunde der Neuen Wege sowie der Religiös-Sozialistischen Vereinigung der Deutschschweiz haben am 4. Juni 2005 im Hotel Kreuz in Bern stattgefunden. Höhepunkt der Veranstaltung war das Referat von Jacques Gaillot, dem nach Parthenia verbannten Titularbischof, der seine fiktive Diözese unter dem algerischen Wüstensand pastoral und politisch wirksam ins Internet verlagert hat. Darüber wie auch über die nachfolgende Diskussion, die vor allem den Sans-papiers in der Schweiz gewidmet war, hat Ferdinand Troxler im Juli/Augustheft 2005 (S. 264ff.) berichtet.

Freund/innen der Neuen Wege

Präsidentin Pia Hollenstein begrüßt die Anwesenden, insbesondere die Gäste aus der Fédération Romande des Socialistes Chrétiens, die mit ihrem Präsidenten Didier Rochat angereist sind.

Das Protokoll der letzten Jahresversammlung ist im Januarheft 2005 erschienen. Es wird genehmigt und dem Verfasser, Yves Baer, verdankt.

Die Präsidentin kann in ihrem Jahresbericht auf ein ruhiges Vereinsjahr zurückblicken. Der Vorstand hat sich zu drei Sitzungen getroffen, die in herzlicher Atmosphäre verliefen. Pia Hollenstein dankt der Quästorin Ursula Leemann mit einem Blumenstrauß für ihren Einsatz, den sie Jahr